

Die „Volkswacht für
Schlesien, Posen und
die Nachbargebiete“ ist
durch unsere Expedition,
Weißberggasse 64, durch
die Post u. durch Colporteurs
zu beziehen.

Preis vierteljährlich M 2.50,
pro Woche 20 A

VOLKSWACHT

Die „Volkswacht für
Schlesien, Posen und
die Nachbargebiete“ er-
scheint wöchentlich 6 Mal.
Der Insertionspreis für die
5 gespaltene Zeile beträgt
20 A

Postzeitungsliste
Nr. 5540.

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.
Organ für die Interessen der Arbeiterklasse.

Verantwortlicher Redakteur für den politischen Theil: Fritz Junert in Breslau, Wilhelms-Ufer 1.

2. Jahrgang.

Sonnabend, den 20. Juni 1891.

Nr. 141.

Die Kirche in ihrer Stellung zur Kunst und zu den Frauen.

II.

Wie die Leser der „Volkswacht“ gesehen haben werden, nimmt Ludwig Pfau in den letzten Zeilen des Citats in unserem vorigen Artikel die Mütter gegen die Kirche in Schutz.

Es fällt nun dem Verfasser dieser Artikel nicht ein, mit irgend wem über diese oder jene unbefleckte Empfängnis zu streiten, — nebenbei gesagt handelt es sich bei dem Dogma nicht, wie so mancher glaubt, um die Frage, ob Christus unbefleckt empfangen worden sei, denn das steht schon seit Alters her bei der Kirche fest; sondern Pius IX. beendete damit, daß er das Dogma von der unbefleckten Empfängnis proklamirte, den mehr als 600 Jahre lang, besonders zwischen Franziskanern und Dominikanern geführten Streit, ob die Jungfrau Maria selbst von ihrer unbekanntem Mutter ohne Erb-sünde empfangen worden sei.

Die Frage also, ob in diesen Fällen wirklich von einer ausnahmsweise unbefleckten Empfängnis die Rede sein kann oder ob es hierbei sich nicht etwa doch um Empfängnis ganz gewöhnlicher Art gehandelt habe, lassen wir ganz unberührt; soviel aber steht fest, derjenige, der an eine unbefleckte Empfängnis glaubt und sie für etwas ganz Außergewöhnliches hält, wie es nur der „Mutter Gottes“ geschehen sein kann, beweist dadurch, daß er den Akt des Empfangens unter gewöhnlichen Umständen für etwas fleckenhaftes, sündiges hält. Und das ist bei der katholischen Kirche in der Tat der Fall für sie ist ein sehr wesentlicher Rest der Erb-sünde an dem natürlichen Vorgang der Zeugung haften geblieben. Alle Mütter sind der Kirche deshalb, weil sie Mütter sind, von vornherein Sünderinnen. Demgegenüber erklärt sich im Namen der Natur Ludwig Pfau als Verteidiger der Mütter. Er hält im Gegentheil die natürliche Mutterschaft selbst für etwas schönes und gutes und weil das Mutterwerden den ewigen Gesetzen der Natur entspricht, für etwas unter allen Umständen sündenlos.

In diesem Sinne fährt er fort:

„Und der mütterliche Schmerz, bedarf er etwa der Glaubensartikel, um in der Kunst zum höchsten Ausdruck zu gelangen? Im Gegenteil! Denn wo könnte das Bild einen ergreifenderen Gegenstand haben als diese Mutter, die ihr gekreuzigtes Kind auf dem Schoße hält, die ihren gefallenen Heldensohn beweint — sobald es nicht den dogmatischen, sondern den idealen Christus ins Auge faßt, den Vorkämpfer der Ideen, der die Seele der Gattung befruchtet, indem er für die Vermenschlichung der Menschheit sein Leben läßt? Sieht es doch überall Märtyrer, die sterben, und Mütter, die weinen; und diese Schmerzen stehen der Kunst um so näher, je irdischer sie sind. Denn wenn unser Gleicher stürzt, so hat er unser ganzes Mitgefühl und unseren vollen Beistand; wenn dagegen ein Himmlischer fällt — da wir keine Stimme haben, im Rat der Götter und weder ein Recht noch ein Mittel den Allmächtigen Hilfe zu bringen — so sagen wir einfach: mag er wieder aufstehen, das geht uns nichts an. Ästhetisch verwendbar in der heiligen Geschichte ist daher nur das, was rein menschlich ist; und wenn die Kunst vortreffliche Stoffe darin findet, so ist dies nicht der Fall weil, sondern obgleich dieselben religiöse sind. Nicht der

Sohn Gottes ist es, den die Kunst verherrlicht, sondern des Menschen Sohn. Die Religion hat hier nur das Verdienst, diesen Stoffen einen allgemeinen Charakter, eine weite Verbreitung zu geben, so daß jeder Beschauer schon zum Voraus mit der Bedeutung des Dargestellten vertraut ist; der ideale Gehalt dieser Figuren dagegen ist ja selber ein Werk des poetischen und plastischen Gestaltungstriebes, also der Kunst, und nicht des Dogmas und der Doktrin, also nicht der spezifisch-religiösen Tätigkeit.“

In diesen Ausführungen Ludwig Pfau's ist nun nicht nur nichts auszusagen, sondern es ist auch nicht einmal etwas hinzuzufügen, — so klar, so einfach und doch so erschöpfend widerlegen sie die Annahme der Kirche, die Schöpferin der modernen Kunst gewesen zu sein.

Was rein menschlich ist in der Kunst, das ist das ästhetisch Wirksame; das Mystische und Uebermenschliche kann wohl unsere Bewundung und unsern Schrecken erregen, aber unsere Teilnahme und unsere Freude gehört ausschließlich dem, was wir mitempfinden, was wir begreifen und verstehen gelernt haben.

Daher hat auch die kirchliche Kunst, solange sie vom rein Menschlichen abseh, niemals etwas Großes leisten können und Ludwig Pfau hat auch da Recht, wo er die Werke dieser Kunst schildert und die Quellen aufweist, aus denen die herrlichen Werke der italienischen Kunstblüte hervorgegangen sind.

„Wie! ruft er aus, fünfzehn Jahrhunderte lang hat das Christentum nur entfleischte, schönheitsfeindliche Götzenbilder zu schaffen gemußt, alt tische*) Schatten ohne Leben und Bewegung; die Menschheit war genötigt zum Heidentum zurückzukehren um die Renaissance**) hervorzubringen, um die verlorene Kunst wiederzufinden, um den Kultus des Schönen wieder aufzurichten — und ihr spricht von einer religiösen, von einer christlichen Kunst? Wie! ihr beruft Euch auf Michel-Angelo und Raffael? Wißt Ihr denn nicht, daß der Gottvater des Florentiners dem Jupiter des Phidias***) aus der Hüfte sprang, und daß die Venus Genetrix†) es war, welche die Madonnen des Urbiners aus der Taufe hob? Allerdings hatten die Meister der Renaissance ihre Vorgänger; in der christlichen Gesellschaft hatte die neue Race eine neue Empfindung mitgebracht.

Die großen Meister der Renaissance sind demnach Vollblutheiden; und wenn man ihre Bilder eine religiöse Malerei heißt, weil sie biblische Stoffe behandeln, so kann man mit demselben Rechte die Fresken von Cornelius in der Glyptothek††) zc. eine religiöse Malerei nennen, weil diese gleichfalls mythische Szenen darstellen. Da es aber nicht auf den Stoff, sondern auf die Behandlung ankommt, so gehören jene wie diese Werke der Historienmalerei an.

Die Kunst der Renaissance hat in der heiligen Geschichte nicht das Religiöse, sondern das Menschliche gesehen und dargestellt, und gerade das macht ihre Größe, ihren Ruhm und ihre Dauer aus. Die geistige Revolution, welche die romanische Race im Reiche

*) von unnatürlicher Enthaltbarkeit zeugende.

**) Die der klassischen Kunst des Altertums nachzueifernde Kunst der neueren Zeit.

***) Berühmtester altgriechischer Bildhauer.

†) Venus Göttin der Schönheit bei den alten Griechen Genetrix, Erzeugerin, ihr Beinamen.

††) Museum der Kunstwerke antiker Bildhauerei in München.

der Ideen vollbrachte, vollzog die lateinische Race im Reiche des Ideals. Die Renaissance war die Reformation Italiens, und Raffael unterzeichnete mit seinem Pinsel die Scheidung der Kunst von der Kirche, wie Luther mit seinen Thesen die Scheidung der Kirche von der Wissenschaft ankündigte.“

Dieser großartigen Auffassung Ludwig Pfau's entsprechend ist die Renaissance, die im 16. Jahrhundert begonnene Glanzperiode der italienischen Kunst, ebenso wie die Reformation in Deutschland, nichts weiter als ein Vorpiel der demokratisch-sozialistischen Bewegung unserer Zeit, die die Vollendung der Kunstwiedergeburt heraufzuführen bestimmt ist.

Alles für das Volk und alles durch das Volk, das ist die einzige richtige Parole, so in der Kunst wie in der Wissenschaft

Ueber dieses wichtige Thema vielleicht noch ein andermal das Nähere.

Ein Ausschrei mißhandelter Soldaten.

So betitelt sich eine soeben erschienene Broschüre des vielgenannten früheren Hauptmanns z. D. Edmund Miller, welche in den weitesten Kreisen die größte Sensation erregt. Denn zu dem Kapitel Soldaten-mißhandlungen liefert sie eine Fülle von Details. Mißhandlungen, deren Urheber vom General angefangen bis herunter zum Unteroffizier reichen und bei deren Lektüre das Blut des Fischblütigsten in empörende Wallung geraten muß. Man fragt sich erstaunt, wie es möglich ist, daß ein Kulturvolk sich auf die Dauer gefallen läßt, daß seine Söhne einer solchen Behandlung ausgesetzt sind und findet darauf keine andere Antwort als die, daß die deutsche Bourgeoisie in ihrer fabelhaften Angst vor äußeren und inneren Feinden jede Widerstandskraft gegen die Uebergriffe des Militarismus des vermeintlichen Schutzpatrons ihrer Geldsäcke, eingebüßt hat und wie ein ausgemachter Pantoffelheld gegen die ungeheuerlichsten Extravaganzen seiner Kantippe nicht zu mühen wagte, vielmehr alles wie eine unabwendbare Naturnotwendigkeit über sich ergehen läßt. Allenfalls rafft sie sich ab und zu einmal zu einer schwächlichen, schwächlichen Vorstellung im Reichstag auf, wird aber sofort wieder kleinlaut und giebt sich mit einigen beschwichtigenden Worten vom Regierungstisch zufrieden, herzlich froh, über den heißen, kitzigen Punkt sich nicht weiter ereifern zu brauchen und schier erschrocken über den Mutanfall, von dem sie sich hat hinreißen lassen.

Als vor einiger Zeit im Reichstag verschiedene Soldatenschindereien zur Sprache gebracht wurden, konnte der preussische Kriegsminister die Tatsachen nicht in Abrede stellen. An jene Interpellation knüpft die Miller'sche Broschüre an und sagt in der Einleitung, der Herr Kriegsminister habe zugegeben, daß die vorgebrachten Tatsachen erweislich wahr seien, um aber sodann den alten Vorwurf zu erheben, als beabsichtige jeder, der tief eingewurzelte Mißstände in der Armee aufdeckt, die Unzufriedenheit zu schießen. (Miller hätte hinzufügen können: gerade wie in der Arbeiterbewegung, wo es auch lange Zeit Mode war bez. noch ist, jeden, der tief eingewurzelte soziale Schäden bloßlegt, zu verbächtigen, er wolle Unzufriedenheit erregen.) Die Armee solle schweigend bulden, Krebskugeln, die an ihrem

*) Musterbild der Gebantenwelt.

Markt, ihrer Kraft gefröhig zehren, sollen aus lauter Respekt und Disziplin fortwuchern dürfen. — Wie man sieht, protestirt die Broschüre gegen die Soldatenmishandlungen im Interesse der Armee selbst, und daß Miller ebenso wie Kurt Abel kein „Umstürzler“ ist, weiß man aus seinen früheren Publikationen.

Die Erklärungen des preussischen Kriegsministers, fährt die Broschüre fort, seien unzulänglich. Sein Hauptbestreben war darauf gerichtet, das Vorgebrachte abzuschwächen. Hätte er rückhaltlos erklärt: „Ja, es sind schwere Mishandlungen vorgekommen. Dieselben schänden die Armee und es wird demgemäß fortan mit aller Schärfe eingeschritten!“ so wäre das klar und einbringlich gewesen. So aber war die Rede lau und die unter den Offizieren vielfach herrschende Ansicht, als ob man nur in Rücksicht auf die mahnende Volksvertretung die Mishandlungen mißbillige, ziehe aus ihr nur Nahrung. „Nicht erwischen lassen“ bleibt die Parole. Beschwerdeweg und Öffentlichkeit werden in der Praxis nur noch mehr ersichert.

Der Herr Kriegsminister sagte: „Ist der Soldat gemishandelt, so geht er zum Feldwebel und damit ist die Sache erledigt.“ Welche Verkennung der Tatsachen an so hoher Stelle! ruft Miller aus. Ja, erledigt ist die Sache, indem der Feldwebel häufig genug zu den gemeldeten Mishandlungen neue fügt und dann den „Kerl“ hinauswirft. — „Es ist auch nicht wahr, daß nur junge Vorgesetzte mishandeln, da wir Generale kennen gelernt haben, die es tun. Es ist ferner nicht wahr, daß alle Fälle, die zur Kenntnis der höheren Vorgesetzten kommen, „voll nach der Strenge des Gesetzes geahndet werden.“ Wir kennen manche, sehr schwere Fälle, die in den Zeitungen oder Broschüren erwähnt wurden, aber niemals untersucht worden sind, weil die höheren Vorgesetzten es mit der Würde des Militärs nicht vereinbarlich fanden, auf Beschwerden zu reagieren, die ihnen nicht ordnungsgemäß auf dem Dienstweg zukamen.“

Als Beleg dafür, daß es selbst in der Generalität Männer giebt die sich zu Mishandlungen hinreißen lassen, nur den Fall (S. 16). Der aus Preußen nach Württemberg kommandiert gewesene Brigadefeldwebel Generalmajor v. d. Osten begegnete vor den Toren der Festung Ulm einer von den Schießplätzen heimkehrenden Abteilung und fragt einen Mann: „Haben Sie Ihre Schießübungen erfüllt?“ — „Nein, Herr General!“ — „Sauschwab!“ und eine sehr handgreifliche Aktion war die bundesfreundliche Antwort des empörten Generals.

Von den vielen himmelschreienden Geschichten über das Beschwerdewesen diene folgende Stelle zur Illustration: „Ich habe oft Offiziere sagen hören, beim Militär könne man jeden Soldaten leicht in das Gefängnis bringen. Ich habe aber auch Offiziere sagen hören: „Ich werde mein möglichstes tun, diesen Kerl unter die Gallioten zu stecken.“ Der „Kerl“ hatte sich nämlich wegen Mishandlungen beschwert. — Ein Compagniechef versicherte mir einmal, in seiner Compagnie kämen keine Beschwerden vor, dafür Sorge der Feldwebel. — Als Fährlich war ich Zeuge, wie solch ein Feldwebel eine Beschwerde erledigte. Ein Mann

der von seinem Offizier ins Gesicht geschlagen worden war, ging zum Feldwebel und meldete die Beschwerde an. Kaum war ihm das Wort entfahren, packte ihn der Feldwebel und prügelte ihn mit der Klopfspeiche regelrecht durch. Hierauf versammelte der Gewaltige die Compagnie, sprach den Vorfall gründlich durch, am Schlusse hinzufügend, daß er den württembergischen Humanitätsschwindel nun endlich satt habe und künftig, wie er eben gezeigt, nach preussischem Muster verfahren werde. — Viele Offiziere versicherten mir auch, daß sie gar nie über das Beschwerderecht instruirten, der Kerl brauche gar nicht zu wissen, daß er überhaupt das Recht habe, sich zu beschweren. Andere wieder meinten, sie instruirten zwar, um gegebenenfalls sagen zu können, sie hätten instruiert, sie fügten aber ihrer Instruction immer bei, daß nur ein ehrloser Lump sich überhaupt beschwere.“

Von Blatt zu Blatt steigert sich die Entrüstung beim Lesen der Broschüre, welche auch auf die Militärgerichtsbarkeit grelle Schlaglichter wirft.

Nur einmal sechs Wochen hindurch mit der ganzen militärischen Schneidigkeit, wie „Ziethen aus dem Busch“, Jagd gemacht auf alle Mishändler und Mishandlungen — ruft Miller aus — es wäre auf lange Zeit Wandel geschaffen. Nur einmal den energischen Willen gezeigt, diesen barbarischen Zuständen den Garaus zu machen, diese ewig fließende Quelle der Sozialdemokratie zu verstopfen!

(„Schwäbische Tagwacht.“)

Gewaltkampf oder nicht?

Unter dem Titel das „Problem der Armut“ hat der Professor an der Wiener Handelsakademie Doktor Karl Rausch Vorlesungen erscheinen lassen (Verlag von Edwin Staube, Berlin), welche er im Winter 1883/89 hielt. Rausch entwirft ein wahrheitsgetreues Bild über das schauerhafte Loos der arbeitenden Armut und zeigt, wie allerdings die produktive Kraft der Menschen stets größer, die Zahl der wirklich Genießenden aber stets geringer wird; er schlägt, um das Problem der modernen Zivilisation zu lösen, vor, daß der Staat die Privilegien des Besitzes beschränke, die kapitalistischen Kreise zu Opfern für die Gesamtheit nötigen und eine internationale Verständigung über Reformen herbeiführen soll. Zwar läßt der Verfasser sich auf eine Darlegung seiner Reformgedanken nicht ein, aber die vom ihm aufgestellten allgemeinen Grundsätze zeigen, daß er von der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände überzeugt ist. Derselben Ueberzeugung begegnen wir in einer „Wird das Elend siegen?“ betitelten Schrift von Karl Jentsch (Verlag von Eduard Wasmuth, Leipzig). Der Verfasser glaubt nicht an die Möglichkeit der Erhaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung; aber er kann sich nicht entschließen, der Sozialdemokratie den schließlichen Sieg zuzusprechen. Damit weder das Elend noch der „kommunistische Zwangstaat“ die Oberhand gewinne, will der Verfasser den herrschenden Klassen „das Gewissen schärfen“, von deren Einsicht und gutem Willen die soziale Zukunft abhängt. — Es wäre schlimm, wenn die soziale Zukunft davon wirklich

abhängt. Diese Zukunft wird und muß sich gestalten mit oder ohne Einsicht und guten Willen der herrschenden Klassen. Wol aber können wirkliche Einsicht und wirklicher guter Wille, welcher der geschichtlichen Notwendigkeit Rechnung trägt, bewirken, daß die Gestaltung der Zukunft, das Werden einer neuen und besseren Gesellschaftsordnung auf dem Wege der organischen Entwicklung, wenn auch im harten Streite der Meinungen, so doch ohne Gewaltkampf sich vollzieht. Und das ist's, was wir, die Sozialdemokraten, wünschen und ernsthaft anstreben. Es ist töricht, den herrschenden Klassen zu dem Zwecke das Gewissen schärfen zu wollen, um den Sieg der Sozialdemokratie zu verhindern. Damit wird die falsche Willensrichtung, welche sich dem sozialen Fortschritt, der gründlichen Reform, der Lösung der Arbeiterfrage als einer Rechtsfrage widersetzt, nicht überwunden. Die herrschenden Klassen müssen begreifen, daß die Zeit der Herrschaft ihrer Privilegien nicht ewig dauern kann, daß sie ihre Grenze hat, daß ein neues Recht und auf Grund desselben eine neue Ordnung der Dinge zur Geltung kommen muß. Ihre Vernunft muß gewonnen werden. Wer das nicht kann, wird niemals ihr Gewissen schärfen und ihrem Willen die rechte Richtung geben können.

Deutschland.

Unterm „neuen Kurs“.

Mai.

- 1. Altona. Gustav Stengele, Redakteur von der „Norddeutschen Volks-Zeitung“ wegen Beleidigung 14 Tage Gefängnis.
- „Leipzig. Der Redakteur des „Wähler“ von der Anklage des Vergehens gegen das Pressegesetz freigesprochen.
- 2. Bochum. Die Genossen Wunderlich und Böhm wegen Vergehens gegen § 130 des Str.-G.-B. 6 bzw. 2 Monate Gefängnis. (Wunderlich als Verfasser einer Resolution, die Böhm als Vorsitzender einer Versammlung verlesen hatte.)
- 3. Plauen. Genosse Scharfsmidt von Mylau auch vom Landgericht wegen Uebertretung des Vereinsgesetzes und Tragens „republikanischer“ Abzeichen 6 Tage Haft und 30 Mk. Geldstrafe.
- „Erfurt. Genosse Schulze, Redakteur der „Thür. Tribune“ wegen Abdruck des Proletarierliedes, 200 Mk. Geldstrafe. (§ 130, Aufreizung.)
- „Erfurt. Genosse Seher aus Sonneberg von der Anklage wegen Verächtlichmachung der christlichen Kirche zc. freigesprochen.
- „Berlin. Schriftsteller G. Baake, wegen Lehrerbeldigung 200 Mk. Geldstrafe.
- „Mannheim. Redakteur F. Thies von der „Volksstimme“ wegen Fabrikantenbeleidigung 35 Mark Geldstrafe ev. 7 Tage Gefängnis.
- Genosse Kurz von der gleichen Anklage freigesprochen.
- „Hamburg. 2 Maurer je 7 Tage Gefängnis.

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig XIV.

Von E. L. A. Hoffmann.
(Fortsetzung.)

Das Fräulein hielt das Schnupftuch vor die Augen und weinte und schluchzte heftig, so daß die Martinière und Baptiste ganz verwirrt und bekümmert nicht wußten, wie ihrer guten Herrschaft beistehen in ihrem großen Schmerz.

Die Martinière hatte den verhängnisvollen Zettel von der Erde aufgehoben. Auf demselben stand:

Un amant, qui craint les voleurs,
n'est point digne d'amour.

„Euer schaufrüher Geist, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weise vergeudet werden sollten, von großer Verfolgung errettet. Als einen Beweis unsrer Dankbarkeit nehmet gütig diesen Schmuck an. Es ist das kostbarste, was wir seit langer Zeit haben aufreiben können, wie wol Euch, würdige Dame! viel schöneres Schmucke zieren sollte, als dieses nun eben ist. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freundschaft und Euer halbvolles Andenken nicht entziehen möget.“

Die Anstößbaren.

„Ist es möglich,“ rief die Scuderi, als sie sich einigermaßen erholt hatte, „ist es möglich, daß man die schamlose Frechheit, den verruchten Hohn so weit treiben kann?“ — Die Sonne schien hell durch die Fenstergardinen von hochroter Seide, und so kam es,

daß die Brillanten, welche auf dem Tische neben dem offenen Kästchen lagen, in rölllichem Schimmer aufblitzten. Hinblickend verhielte die Scuderi voll Entsetzen das Gesicht, und befahl der Martinière, das fürchterliche Schmuckstück, an dem das Blut der Ermordeten klebe, augenblicklich fortzuschaffen. Die Martinière, nachdem sie Halschmuck und Armbänder sogleich in das Kästchen verschlossen, meinte, daß es wol am geratensten sein würde, die Juwelen dem Polizeiminister zu übergeben, und ihm zu vertrauen, wie sich alles mit der beängstigenden Erscheinung des jungen Menschen und der Einhändigung des Kästchens zugetragen.

Die Scuderi stand auf und schritt schweigend langsam im Zimmer auf und nieder, als sinne sie erst nach, was nun zu tun sei. Dann befahl sie dem Baptiste, einen Tragesessel zu holen, der Martinière aber, sie anzukleiden, weil sie auf der Stelle hin wolle zur Marquise de Maintenon.

Sie ließ sich hintragen zur Marquise gerade zu der Stunde, wann diese, wie die Scuderi wol wußte, sich allein in ihren Gemächern befand. Das Kästchen mit den Juwelen nahm sie mit sich.

Wol mußte die Marquise sich hochverwundern, als sie das Fräulein, sonst die Würde, ja trotz ihrer hohen Jahre, die Liebenswürdigkeit, die Anmut selbst, eintreten sah, blaß, entstellt, mit wankenden Schritten. „Was um aller Heiligen willen ist Euch widerfahren?“ rief sie der armen, beängstigten Dame entgegen, die, ganz außer sich selbst, kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, nur schnell den Lehnstuhl zu erreichen suchte, den ihr die Marquise hinschob. Endlich des Wortes

wieder mächtig, erzählte das Fräulein, welche tiefe, nicht zu verschmerzende Kränkung ihr jener unbedachtame Scherz, mit dem sie die Supplik der gefährdeten Liebhaber beantwortet, zugezogen habe. Die Marquise, nachdem sie Alles von Moment zu Moment erfahen, urteilte, daß die Scuderi sich das sonderbare Ereignis viel zu sehr zu Herzen nehme, daß der Hohn verruchten Gefindels nie ein frommes, edles Gemüt treffen könne, und verlangte zuletzt den Schmuck zu sehen.

Die Scuderi gab ihr das geöffnete Kästchen, und die Marquise konnte sich, als sie das köstliche Schmuckstück erblickte, des lauten Ausrufs der Verwunderung nicht erwehren. Sie nahm den Halschmuck, die Armbänder heraus und trat damit an das Fenster, wo sie bald die Juwelen an der Sonne spielen ließ, bald die zierliche Goldarbeit ganz nahe vor die Augen hielt, um nur recht zu erschauen, mit welcher wundervollen Kunst jedes kleine Häkchen der verschlungenen Ketten gearbeitet war.

Auf einmal wandte sich die Marquise rasch um nach dem Fräulein und rief: „Wißt Ihr wol, Fräulein! daß diese Armbänder, diesen Halschmuck niemand anders gearbeitet haben kann, als René Cardillac?“ — René Cardillac war damals der geschickteste Goldarbeiter in Paris, einer der kunstreichsten und zugleich sonderbarsten Menschen seiner Zeit. Eher klein als groß, aber breitschultrig und von starkem, muskulösem Körperbau hatte Cardillac, hoch in die fünfziger Jahre vorgerückt, noch die Kraft, die Beweglichkeit des Jünglings. Von dieser Kraft, die ungewöhnlich zu nennen, zeigte auch das dicke, krause, röllliche Haupthaar und das gedrungene, gleißende Antlitz. Wäre

- Mai.**
- weil sie einen Kollegen „Streifbrecher“ bettelten, worin eine Beleidigung zu erblicken sei.
 - 10. Niesa. Der Redakteur des „Volksfreund“, Genosse Diehl, wegen Beleidigung des Redakteurs des „Meißener Tageblatts“ 50 Mk. Geldstrafe.
 - „Erfurt. Der Vorstand des Freidenkervereins vom Schöffengericht 5 Mk. Geldstrafe wegen groben Unfugs; Ankündigung eines Vortrages über: „Die Segnungen des Unglaubens.“
 - 11. Breslau. Der Arbeiter Franz Monert wegen Majestätsbeleidigung 9 Monate Gefängnis.
 - 12. Magdeburg. Maurer Wilhelm Schulz zu Staßfurt vom Schwurgericht wegen Landfriedensbruch anlässlich einer Wählerversammlung zu 4 Jahren 3 Monaten Zuchthaus verurteilt.
 - „Lochwitz. Schuhmacher Hermann Körner wegen Anklebens einer geschriebenen Versammlungseinladung an eine Telegraphenstange 6 Mk. Geldstrafe event. 2 Tage Haft.
 - „Ottensen. Redakteur Stengele der „Norddeutschen Volks-Zeitung“ wegen Beleidigung vom Landgericht zu 100 Mk. Geldstrafe. Urteil des Schöffengerichts lautete auf 10 Tage Gefängnis und 1000 Mk. Entschädigung.
 - „Quedlinburg. Genosse Louis Steinemann aus Quedlinburg wegen Fabrikantenbeleidigung 100 Mk. event. 20 Tage Gefängnis; in erster Instanz 2 Monate Gefängnis.
 - „Niesa. Redakteur Diehl des „Volksfreund“ wegen Fabrikantenbeleidigung 2 Wochen Gefängnis.
 - 13. Berlin. Die Berufungssache des Metallbrüders Wilhelm Dammig von Köpenick wegen Polizeibeleidigung vom Landgericht zur nochmaligen Entscheidung ans Schöffengericht zurückgewiesen, welches ihn in erster Instanz zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt hatte.
 - „Hannover. Former Hobrecht 2 Monate, Former Wiegmann 3 Monate Gefängnis wegen Mißhandlung zweier Streifbrecher in Körting's Fabrik, 3 andere Angeklagte mußten freigesprochen werden; Angreifer waren die Streifbrecher.
 - „Langenbielau. Genosse Baginski wegen Pfarrerbeleidigung vom Schöffengericht zu 6 Monaten verurteilt und sofort verhaftet.
 - 14. Straßburg. Die Genossen Böhle, Bider, Müßiggang, Raumann und Rauger je 40 Mk. bzw. 4 Tage Haft wegen Verteilung der „Elsaß-Lothr. Volks-Zeitung“ ohne Kolportageschein. Staatsanwalts-Antrag gegen Böhle als Anstifter: 2 Monate Gefängnis.
 - 15. Böhmeck. Genosse Paul Seige, wegen angeblicher Pfarrerbeleidigung 14 Tage Gefängnis; der Amtsanwalt hatte nur 15 M. beantragt.
 - „Altona. Genosse Albert Friede aus Braunschweig vom Landgericht wegen Beschimpfung des geistlichen Lehramts zu 6 Monaten Gefängnis.
 - „Dresden. Genosse Gradnauer, Redakteur der „Sächs. Arbeiter-Zeitung“ wegen Beleidigung des Meißener Stadtrats 14 Tage Gefängnis, von

- Mai.**
- der Anklage der Beleidigung des Militär-Kommandos zu Frankfurt a. D. freigesprochen.
 - 16. Dortmund. Redakteur Lusbrink aus Gelsenkirchen wegen Beleidigung einer Zechenverwaltung 30 Mark Geldstrafe.
 - 20. Essen. Hünninghaus, Redakteur der „Bergarbeiter-Zeitung“ von der Aufreizung durch Abdruck eines harmlosen Gedichtes freigesprochen. Staatsanwaltsantrag: 6 Monate Gefängnis.
 - „Dortmund. Bergmann Siebenhaus aus Hombruch wegen Majestätsbeleidigung 3 Monate Gefängnis.
 - 21. Kassel. Ein Verkäufer von Festkarten für die Arbeiter-Maifeier ein Strafmandat von 3 Mark. Die Verfügung stützte sich auf ein Gesetz vom 12. Mai 1851 und auf eines vom Jahre 1789!
 - „Dortmund. Bergmann Siegel vom Landgericht wegen Beleidigung des Geheimrats Leuschner in Giesleben 6 Monate Gefängnis.
 - „Teuchern. Genosse Otto vom Schöffengericht wegen unerlaubter Kollekte 30 Mark Geldstrafe.
 - „Eberswald. Die Genossen Benno Stabernack aus Berlin, Salomon, Mikhling und Schmidt aus Weizen von der Anklage der Majestätsbeleidigung freigesprochen. Dieselben waren bei einem Hoch auf den Kaiser sitzen geblieben, daß der General a. D. von Oppen in der Diskussion plötzlich ausgebracht hatte.

Die Getreidezölle haben die Wirkung, die Ernährung des Volkes nicht nur quantitativ, sondern auch in Hinsicht auf die Qualität zu beeinträchtigen. Dies erhellt mit zweifelloser Deutlichkeit aus einer Darstellung der Verschiebung der Preisverhältnisse der verschiedenen Mehlsorten, welche die „Frankfurter Zeitung“ von einem Fachmanne aus Passau erhält. Darnach kosteten zum Beispiel im Jahre 1885 inländische Mehle mit süddeutscher Numerierung

Nr.	0	1	2	3	4					
Mk.	31	29 1/2	28	24 1/2	18 1/2					
heute kosten dieselben										
Nr.	0	1	2	3	4					
Mk.	38 1/2	36 1/2	35	33 1/2	30					
sonach war im Jahre 1885 zwischen 0 und 4 in pZt. eine Differenz von 12 1/2 Mk. und jetzt eine solche von 8 1/2 Mk. } ausgebrüht mehr.										
Ungarisches Mehl kostete im Anfange des Jahres 1885 loco hier:										
Nr.	0	1	2	3	4	5	6	7	8	8 1/2
Mk.	36	34 1/2	33 1/2	32	30 1/2	29	27	26	24	22
heute stellt sich dasselbe auf:										
Nr.	0	1	2	3	4	5	6	7	8	8 1/2
Mk.	41	40 1/2	40	39 1/2	39	38	37 1/2	36 1/2	35 1/2	34 1/2
sonach war im Jahre 1885 zwischen 0 und 4 in pZt. ist die 0 u. 8 1/2 eine Differenz v. 14 Mk. } Differenz eine noch auffallendere.										
Der Verfasser knüpft daran selbst folgende zutreffende Bemerkungen:										
„Es geht daraus zur Evidenz hervor, daß sich der Konsum der geringeren Sorten bedeutend vergrößert										

haben muß, da nur die vermehrte Nachfrage nach den geringeren Mehlsorten die Preise derselben gegenüber den feineren Sorten so unverhältnismäßig in die Höhe bringen konnte. Es haben auch tatsächlich die inländischen Mühlen meistens Mangel an billigeren Sorten und Ueberfluß an feineren. Außerdem ist zu bemerken, daß die Steigerung des inländischen Mehles Nr. 0 vom Jahre 1885 bis heute 7 1/2 Mk. (ja. 25 pZt.) beträgt, während eine solche in der gleichen Zeit bei Nr. 4 11 1/2 Mk. (ja. 60 pZt.) ist. Bei ungarischem Mehl beträgt die Steigerung vom Jahre 1885 bis heute bei Nr. 0 5 Mk. (ja. 15 pZt.) und bei Nr. 8 1/2 12 1/2 Mk. (über 50 pZt.). Es ist demnach im Allgemeinen der minder Bemittelte, welcher doch jedenfalls der Hauptkonsument der geringeren Sorten ist, bei der Steigerung viel mehr betroffen, als der besser Situirte, welcher nach dem Preis weniger zu fragen hat.“

Ueber dieselbe Wirkung der Kornzölle berichtet die „Freis. Jtg.“ aus einer größeren Stadt Westpreußens, daß schlechte Mehle, die in guten Jahren zum Viehfutter verwendet wurden, jetzt schon gern gekauft werden, während die guten Mehlsorten als viel zu teuer unverwendet liegen. Der Arbeiter kann sich an den Fünfszigpfennigbrotten in ihrem jetzigen Gewicht mit seiner Familie nicht mehr sättigen. Deshalb soll die gewohnte Brotmenge erzielt werden durch Verwendung von Mehlen, welche in guten Jahren zu Kleister und Viehfutter verwendet werden.

Einen Nothstand haben wir aber nach Ansicht der Agrarier trotzdem nicht. Diesen scheinen die Herren erst zugestehen zu wollen, wenn man ihnen tatsächlich Verhungerte vorführen kann.

Das Gewicht der Getreidearten in Hektolitern ist in folgender Weise amtlich festgestellt worden: 1 Hekt. Roggen 70 Kilogr., 1 Hekt. Weizen 77,5 Kilogramm, 1 Hekt. Gerste 62,5 Kilogr., 1 Hekt. Hafer 45 Kilogr., 1 Hekt. Kartoffeln 90 Kilogr., 1 Hekt. Mais 72,5 Kilogr., 1 Hekt. Gerstengrünmalz 45 Kilogr., 1 Hekt. Gerstendarmalz 52,5 Kilogr.

Nach amtlichen Erhebungen betrug die Gesamtzahl der verheiratheten Frauen, welche Mitte August 1890 im deutschen Reiche in gewerblichen Betrieben beschäftigt waren, etwa 130,000. Davon entfielen auf die Spinnereien etwa 18,200, auf die Fäbrieken etwa 3000, der Rest mit nahezu 104,000 auf die übrigen Fabriken und den diesen gleichgestellten gewerblichen Anlagen. Von den letzteren kommen auf Preußen nahezu 43,000, auf die übrigen Bundesstaaten etwa 61,000. Von den übrigen Gebieten des deutschen Reiches beschäftigte die meisten verheiratheten Frauen (27,000) das Königreich Sachsen. Es folgt Bayern mit 11,100, Baden mit 6900, Elsaß-Lothringen mit 5000, Württemberg mit 4200, sowie die thüringischen Staaten mit 5300. — Bedauerlicher Weise haben wir aber keine Statistik der in der Hausindustrie tätigen verheiratheten Frauen. Eine solche würde jedenfalls beweisen, daß nur eine verschwindend geringe Zahl der Frauen des Proletariats es ist, die nur für die Hauswirtschaft, die Familie zu arbeiten brauchen, während 9/10 nebst dem Mann für den Broterwerb eintreten müssen.

Cardillac nicht in ganz Paris als der rechtlächste Ehrenmann, uneigennützig, offen, ohne Hinterhalt, stets zu helfen bereit, bekannt gewesen, sein ganz besonderer Blick aus kleinen, tiefliegenden, grün funkelnden Augen hätten ihn in den Verdacht heimlicher Dürke und Bosheit bringen können. Wie gesagt, Cardillac war in seiner Kunst der Geschickteste nicht sowol in Paris, als vielleicht überhaupt seiner Zeit. Innig vertraut mit der Natur der Edelsteine, wußte er sie auf eine Art zu behandeln und zu fassen, daß der Schmuck, der erst für unscheinbar gegolten, aus Cardillacs Werkstatt hervorging in glänzender Pracht. Jeden Auftrag übernahm er mit brennender Begierde und machte einen Preis, der, so geringe war er, mit der Arbeit in keinem Verhältnis zu stehen schien. Dann ließ ihm das Werk keine Ruhe, Tag und Nacht hörte man ihn in seiner Werkstatt hämmern und oft, war die Arbeit beinahe vollendet, mißfiel ihm plötzlich die Form, er zweifelte an der Zierlichkeit irgend einer Fassung der Juwelen, irgend eines kleinen Häkchens — Anlaß genug, die ganze Arbeit wieder in den Schmelztiegel zu werfen und von neuem anzufangen. So wurde jede Arbeit ein reines, unübertreffliches Meisterwerk, das den Besteller in Erstaunen setzte. Aber nun war es kaum möglich, die fertige Arbeit von ihm zu erhalten. Unter tausend Vorwänden hielt er den Besteller hin von Woche zu Woche, von Monat zu Monat. Vergebens bot man ihm das Doppelte für die Arbeit, nicht einen Louis mehr als den bedungenen Preis wollte er nehmen. Mußte er dann endlich dem Andringen des Bestellers weichen und den Schmuck herausgeben, so konnte er sich aller Zeichen des tiefsten Verdrusses, ja einer innern

Wut, die in ihm kochte, nicht erwehren. Hatte er ein bedeutenderes, vorzüglich reiches Werk, vielleicht viele Tausende an Wert bei der Kostbarkeit der Juwelen, bei der überzierlichen Goldarbeit, abliefern müssen, so war er im Stande, wie unsinnig umherzulaufen, sich seine Arbeit, Alles um sich her verwünschend. Aber so wie einer hinter ihm herrante und laut schrie: „René Cardillac, möchtet Ihr nicht einen schönen Halschmuck machen für meine Braut — Armbänder für mein Mädchen u. s. w.“ dann stand er plötzlich still, blickte den an mit seinen kleinen Augen und fragte, die Hände reibend: „Was habt Ihr denn?“ Der zieht nun ein Schächtelchen hervor und spricht: „Hier sind Juwelen, viel Sonderliches ist es nicht, gemeines Zeug, doch unter Guern Händen“ — Cardillac läßt ihn nicht ausreden, reißt ihm das Schächtelchen aus den Händen, nimmt die Juwelen heraus, die wirklich nicht viel wert sind, hält sie gegen das Licht und ruft voll Entzücken: „So so — gemeines Zeug? — mit nichten! — hübsche Steine — herrliche Steine, laßt mich nur machen! — und wenn es Euch auf eine Handvoll Louis nicht ankommt, so will ich noch ein paar Steinchen hineinbringen, die Euch in die Augen funkeln sollen wie die liebe Sonne selbst.“ Der spricht: „Ich überlasse Euch Alles, Meister René, und zahle, was Ihr wollt!“ Ohne Unterschied, mag er nun ein reicher Bürgermann oder ein vornehmer Herr vom Hofe sein, wirft sich Cardillac ungestüm an seinen Hals, und drückt und küßt ihn und spricht, nun sei er wieder ganz glücklich und in acht Tagen werde die Arbeit fertig sein. Er rennt über Hals und Kopf nach Hause, hinein in die Werkstatt, hämmert darauf los, und in acht Tagen ist

ein Meisterwerk zu Stande gebracht. Aber so wie der, der es bestellte, kommt, mit Freuden die geforderte geringe Summe bezahlen, und den fertigen Schmuck mitnehmen will, wird Cardillac verdrießlich, grob, trotzig. — Aber Meister Cardillac, bedenkt, morgen ist meine Hochzeit. Was schert mich Eure Hochzeit, fragt in vierzehn Tagen wieder nach. —

(Fortsetzung folgt).

Eine ministerielle Erklärung.

Es wird hierdurch mit Amteskraft Der Nothstand dienstlich abgeklärt! Das kleine Brot heißt künftig bloß, Das teure nennt man billig bloß; Den Mangel nennt man Ueberfluß, Für Hunger sagt man Hochgenuß, Der leere Magen gilt als voll, Wer darbt, zahlt einen Freudenzoll. 'ne dünne Stulle nennt man die, Wer keine hat, der preist sein Glück. Schwarzbrot backt man aus Weizenmehl, Weß Magen knurrt, begehrt Krakehl. Das ist Befehl, bei Strafe schwer. Nun spreche noch von Nothstand wer!

„M.“

Löwen-Filet.

Eine algerische Garnisonsgeschichte von Pompon. (Schluß.)

Es ist eine seltsame Sache um diese abergläubische Furcht, welche die Araber dem Löwen gegenüber

In den europäischen Heeren giebt es beständig 72000 Mann täglich, die an venerischen Krankheiten leiden und keinen Dienst thun können. So zu lesen in einer vom österreichischen Militär-Sanitäts-Komitee preisgekrönten Arbeit N. Töply's.

Ueber die Kartoffelausfuhr nach Holland klagt man der „Danz. Ztg.“ aus Elbing. Der Kartoffelmangel werde dadurch noch größer, als er ohnehin schon sei. — Die Ausfuhr von Nahrungsmitteln ist in Deutschland frei, nicht aber die Einfuhr. Das nennt man eben nationale Wirtschaftspolitik.

Graf Kleist vom Loß. Das Berliner Amtsgericht I, Abteilung 49, veröffentlicht folgende Bekanntmachung: „Der Lieutenant a. D. Bogislav Adolf Leopold Boris Graf Kleist vom Loß hieselbst, Kasanischer Platz 1, zur Zeit im Strafgefängnis zu Wögnsee, ist durch Beschluß des obengenannten Gerichts vom heutigen Tage für einen Verschwender erklärt und demgemäß entmündigt worden. Berlin, den 6. Juni 1891.“

Die Niederträchtigkeit der gegnerischen Kampfweise wächst mit ihrer Furcht vor dem Ansturm der Sozialdemokratie. Da haben sie z. B. jetzt in Zeitz ihr Arsenal „geistiger Waffen“ um ein neues Prachtstück vermehrt. Sie ließen bei Nacht und Nebel in der Nähe der Fabriken ein Plakat ankleben, das folgenden Inhalt hatte: „Genossen! Ihr habt gesehen, wie unser großtätiger Hoffmann die gerechte Sache mit seinem Blute durch die waghalsige Flucht verteidigt hat. Wo die blutigen Arbeitergroßen reichlich fließen, da steht er wie eine Mauer und reißt den Hals auf wie ein Ruchnacker; wo es aber Keile giebt, da ist ihm kein Fenster und keine Mauer hoch genug. Pfui, welche Feigheit! Pfui, welche Falschheit!“ — Offenbar ist es den Gegnern höchlich unangenehm, daß ihnen Hoffmann nicht den Gefallen gethan hat, sich in Eis- und Eisen leben von gedungenem Gesindel totschlagen zu lassen.

Neuer Kurs. Als sich kürzlich in Leipzig einige Lagerhalter von Konsumvereinen wegen unbedingter Ausübung des Schankgewerbes vor dem Landgericht zu verantworten hatten, bemerkte einer von ihnen, als er nach seinen Vorstrafen gefragt wurde: „Ich habe die Ehre, wegen Geheimbündelei zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden zu sein.“ In dieser Äußerung erblickte das Gericht eine Verhöhnung des Landgerichts und erkannte auf eine eintägige Haftstrafe, die sofort verbüßt werden mußte.

Auf eine neue Anlegung des groben Unfugs ist die Staatsanwaltschaft in Rudolstadt und die Polizei in Saalfeld gefallen. Wegen groben Unfugs ist ein Strafbefehl zu einer Geldstrafe von 150 Mark gegen das „Saalfelder Volksblatt“ ergangen, weil „in demselben ein Aufsatz über den Tod Luthers enthalten ist, welcher mit der wissenschaftlichen Forschung im Widerspruch stehende Behauptungen über den Tod des Reformators Luther aufstellt, die in hohem Grade geeignet sind, in der evangelischen Bevölkerung innerliche Erregung hervorzurufen, und sie in den Grundlagen ihres evangelischen Glaubens zu beunruhigen, damit aber öffentliche Interessen zu gefährden und das

Publikum als solches zu belästigen“. — Diese Auslegung des Unfugsparagrafen ist jedenfalls das Klaffschste, was in dieser Art bisher geleistet worden ist.

Es wird Nicht — selbst in des heiligen römischen Reichs Pfaffengasse. Wie aus Coblenz gemeldet wird, hat dort bei den Wahlen der Arbeiter-Beisitzer zum gewerblichen Schiedsgericht die sozialdemokratische Liste mit 137 gegen 65 Stimmen gesiegt. — Bravo!

Scheusale. Anfang dieses Monats hatte das Landgericht in Frankental eine Pestbeule aufzuschneiden, wie sie schlimmer wol selten vorgekommen sein dürfte. Schon im Januar d. J. berichteten wir, schreibt die „Mannh. Volkstimme“, daß der Hauptlehrer und Vorstand der Kreistaubstummenanstalt, Ernst Kadner, sowie der Lehrer Ph. Henrich, ebendasselbst, wegen Sittlichkeitsverbrechen verhaftet wurden. Schon damals deuteten wir an, daß die Gerüchte über sehr schwere Fälle berichteten. Allein dieselben wurden leider in horribler Weise durch die Tatsachen übertroffen. 10 Jahre lang betrieb der Schurke Kadner seine schändlichen Handlungen an Kindern, die seinem Schutze und seiner väterlichen Obhut unterstellt waren, die, ohnehin von der Natur vernachlässigt, elend waren, an Kindern im zartesten Alter von sogar unter 12 Jahren. 15 Verbrechen an Kindern von unter 14 Jahren im Sinne des § 176, Abs. 3, in Verbindung mit 15 Verbrechen nach § 174, Abs. 1, sowie 4 Verbrechen an solchen von über 14 Jahren wurde er überführt. Solch eine Summe schrecklicher Verkommenheit barg diese ohnehin schon traurige Anstalt während einer Zeitspanne von zehn Jahren! Väterliche Gewalt, List, sogar die Gottheit wurden von diesen Hallunken angewendet, um ihre verbrecherischen Zwecke zu erreichen. Unter dem Mantel der Frömmerei haben diese Heuchler ihre gemeinen Gelüste befriedigt, in schrankenloser Gewissenlosigkeit Moral und Gesundheit der unschuldigen Kinder gewaltsam zertreten und sie dauernd elend gemacht und das Alles, trotzdem sie verheiratet waren. Noch bis zur letzten Stunde vor ihrer Verhaftung gedachten sie in sittlicher Entrüstung über den Splitter im Auge ihres Nebenmenschen, gehörten sie doch zur Elite der sogenannten besseren Gesellschaft, wurde doch Henrich, aus einem Konzert, das er leitete und welchem die Creme der Frankentaler Bourgeoisie anwohnte und ihn ob seiner Leistungen bejubelte, verhaftet. Die Verhandlungen fanden hinter geschlossenen Türen statt, allein die Urteilsverfälschung und Begründung richteten hin, einen tiefen Stiel zu empfinden vor diesen Predigern von Sitte und Moral, von Gewissen und Ordnung, von Nächstenliebe und Christenglauben. Die sogenannte bessere Gesellschaft tröstet sich damit, daß diese Fälle „Gott sei Dank“ vereinzelt dastehen, allein das ist eine Lüge, ein den Kopf in den Sand stecken. Waren es nicht in Hamburg vor wenigen Jahren, in Elberfeld, in Schwabach dieselben Fälle weiblicher Genußsucht irrsinniger Heuchler, die an das Tageslicht gezogen wurden? Wie hier so auch dort wurden diese Verbrechen viele Jahre lang getrieben und nur durch Zufälle vor den Strafgerichten gescheitert. Lassen diese Tatsachen nicht vermuten, daß da, wo solches bis zu zehn Jahren unent-

deckt möglich, überhaupt der Befürchtung der denkbar größte Spielraum geboten ist? Es liegt uns ferne, solche Fälle in irgend einer Hinsicht politisch auszu-schlachten, aber nichtsdestoweniger halten wir es für unsere Pflicht, zu fragen, wo waren während dieser zehn Jahre die vorgesetzten Behörden? Soweit — dessen sind wir gewiß — konnte der Charakter der armen Opfer sogleich nicht verdorben werden, daß die sittlichen Zustände den oberen Aufsichtsbehörden bei aufmerksamer Beobachtung hätte geheim bleiben können. Die schönen strenggläubigen Jahresberichte konnten und durften unmöglich eine zeitweilige gründliche Prüfung und Untersuchung der Anstaltszustände, die nach unserem Dafürhalten unzweifelhaft auf die verbrecherische Spur führen mußten, überflüssig machen. Wir leben in einer Zeit, in welcher unter sehr schönem frommen Gemde vielfach eine sittliche Verkommenheit wohnt, die in einer Art und Weise ausgewachsen ist, wie sie bei den niederen Volksschichten — dreist wollen wir dies behaupten — denn doch noch nicht ausgewachsen ist. Man blicke doch nur nach der frommen, dafürten, sittlich verkommenen Bourgeoisie von Belgien und England. Derartige Fäulnis kriecht aber nach unten weiter. Die Strafe ist für Kadner eine gerechte, er wurde, wie schon berichtet, zu zwölf Jahren Zuchthaus, Henrich mit zwei Jahren Gefängnis, beide mit zehn resp. drei Jahren Ehrverlust bestraft. Möchte es der letzte derartige Fall sein. Möchten sich auch Jene, die dazu berufen und verpflichtet sind, diesen Fall ad notam nehmen und Keinem, sollte er selbst ein noch so glatter Phariseer sein, ein unbegrenztes Vertrauen entgegenbringen.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Wie uns soeben aus Wien geschrieben wird, ist der Journalist Kasimir Kanemann, welcher den Lesern der früheren „Schles. Nachr.“ nicht ganz unbekannt sein wird — wir druckten seinerzeit mehrere vortreffliche Skizzen von ihm ab — wegen „sozialistischer Umtriebe“ verhaftet worden. Man sieht wie recht wir hatten, vor Wunderglauben zu warnen.

Wir beabsichtigen, in nächster Zeit von diesem hoch talentierten Schriftsteller eine fesselnde Erzählung zu veröffentlichen, welche speziell Breslauer und schlesische Verhältnisse in ergreifender Weise schildert.

Schweiz.

Basel. Der Personenwagen erster und zweiter Klasse ist noch nicht gehoben. Mindestens 8 Tote befinden sich noch in ihm. Ein Waggon mit italienischen Arbeitern befindet sich desgleichen noch unter Wasser; er ist gedrängt voll. Die Zahl der Toten beträgt im ganzen bis 150, davon sind 65 geborgen. Schwerverwundet liegen im Spital 41, ebensoviel in Privathäusern. Die Zahl der Leichtverwundeten ist uner-

Wunde die Erzählung seiner Jagdabenteuer zu vernehmen.

Ich ließ den Triumphator holen. Dieser erschien in einfacher Filzhose, mit wollenem Unterkleid, über welches der Burnus gezogen war. Ich redete ihn an: „Auf, Kamerad! Erzähle der gnädigen Frau Deine Heldentaten; sie stammt aus einem Lande, in dem man die Tapfern liebt.“

Sidi ließ sich auf eine Strohmatten nieder, die in der Nähe unseres Tisches lag, und begann eine lange Erzählung, die ich in kurzen Zwischenräumen übersehte.

„Ja,“ sprach er mit orientalischem Pathos, „ich war von Bathna am Morgen aufgebrochen, geleitet von den Segensprüchen aller Einwohner; im Namen Mohamed's beschworen sie mich, die Großmutter des Rabhlyen zurückzubringen; eilig durchlief ich ein kahles Land, stürmte über einen glühenden Boden, und endlich kam ich zur römischen Brücke, die über den Abgrund führt. Vor meinen Augen breitete sich die ganze Wüste aus, mit ihren blauen Däsen, mit ihren Palmen, deren purpurne Wipfel im Hauch des Windes schranken; in der Ferne streute eine goldene Sonne Feuerflocken über einen grenzenlosen Horizont aus.“

„Zur Sache, komm' zur Sache, Sidi, und sprich uns vom Löwen!“

„Lassen Sie ihn erzählen,“ warf die Prinzessin zwischen zwei Bissen ein, „er drückt sich so gut aus.“

„Von der Brücke aus,“ fuhr der Araber fort, „folgte ich leicht den Spuren im Sande bis zu einem ungeheuren Felsen. Dort war der Feind. Ich begann ihn zu beschimpfen: „Vorwärts,“ schrie ich, „wenn Du kein Feigling bist, verlasse die Großmutter des Rabhlyen,

empfinden. Sie schreiben ihm alle edlen Eigenschaften zu und zu gleicher Zeit alle bösen Mänke; sie haben für sein Gebrüll die Bezeichnung „raad“, das heißt Donner; kurz, man kann niemals einen Araber finden, wenn man einen Löwen jagen will. Daher stammt der Ruhm von Paul Gérard und Bombonnel; und daher auch das glänzende Renommée, das Sidi Ibrahim auf zwanzig Meilen in der Runde als Löwenjäger genöß.

Er war ein prächtiger Burische und verdankte seiner Spezialität eine sehr gute Stellung im Allgemeinen und eine außerordentliche — Kost im Besonderen. Während sich nämlich seine Stammesgenossen mit einem kleinen Saal Schiffszwieback per Tag begnügen, das sie mit einem Schluck Wasser herunterspülen, und als Nachtisch mit einer Fingerringe „Kuskus“ (eine Art Gries, den die Frauen mit ihren Fingerringen aus Mehl mit einer Zutat von Wasser rollen) — aß Sidi Ibrahim während der Zeit, in der er sich auf eine Jagd vorbereitete, beinahe jeden Tag seinen ganzen Hammel auf.

Von dieser Gepflogenheit machte er in ausgiebiger Weise Gebrauch, als er in meine Dienste trat. Ich fand nach einigen Tagen, daß seine Ernährung viel teurer sei, als die des Löwen. Aber ich sagte mich in Geduld; denn ich wollte um jeden Preis der Fürstin Löwenfleisch zu kosten geben. Nur daß ich hier und da die Frage an ihn richtete:

„Also, mein guter Sidi, wird die bewußte Jagd heut noch stattfinden oder erst morgen?“

„Gib nicht,“ antwortete er mit bemerkenswerter Würde; „das Schicksal des Löwen steht dort oben geschrieben. Laß ihm Zeit, daß es sich erfülle.“

Und am selben Abend verschlang er mir abermals einen Hammel, während ringsum die tiefste Ruhe herrschte.

Endlich kam aber doch ein Tag, wo er gezwungen war, ans Werk zu gehen. Der Löwe war in eine der Vorstädte von Bathna eingebrochen und hatte eine alte Rabhengroßmutter entführt, die er in die Wüste geschleppt hatte.

Sidi folgte den Spuren des Gelben im Sande, machte irgendwo eine tiefe Grube und bedeckte diese mit Laubwerk, das ein wahrhaft undurchdringliches Hinderniß bildete. Hiernauf schenkte er den Löwen auf, und ließ sich von ihm verfolgen, warf sich in die Grube, verschloß die Deffnung mit Baumzweigen; und als sein Feind erschien und brüllend am Rande der Grube Aufstellung nahm, schloß er ihm aus nächster Nähe eine Kugel in den Kopf, die ihn auf der Stelle tot hinstreckte.

Im Triumph kam er nach Bathna zurück, mit seiner Siegesbräute beladen. Und am selben Abend war ich in der angenehmen Lage, auf der Karte des Menu's welches der Fürstin in der Offiziersmesse servirt wurde, als Glanznummer anbringen zu lassen: „Löwen-Fleisch mit Mabeira-Sauce.“

Meine Braut — wir hatten uns in der Zwischenzeit verlobt — war ganz entzückt, fand den Löwen vorzüglich, das Fleisch fein, zart und wolschmeckend und tat dem Gerichte, von dem sie sich mehrere Male geben ließ, alle Ehre an. Und während sie noch vollauf mit dem Essen beschäftigt war, fiel ihr plötzlich ein, daß es schon wäre, aus Sidi Ibrahim's eigenem

mittelt. Neue Regengüsse erschweren die Arbeit. Die Aufräumungsarbeiten an der Unglücksstelle bei Mönchstein dauerten die ganze Nacht. Bis Vormittags 10 Uhr waren 60 Leichen geborgen. Schwierig ist es, die beiden vordersten in der Wirtshaus liegenden Wagen des Zuges frei zu machen, da große Vorsicht nötig ist, um die Leichen nicht unkenntlich werden zu lassen. In die Pflicht sollen sich außer der Jurabahn, auf die ein Drittel entfallen dürfte, Gotthardt-, Zentral-, Nordost- und Vereinigte Schweizerbahnen teilen. — Amtlich verlautet, daß noch 100 Leichen unter den Trümmern liegen. Dann betrüge die Totalziffer zirka 200 Tote.

Frankreich.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Ein Pariser Advokat ließ bei einer Versicherungsgesellschaft 3000 Stück Zigarren im Werte von 3000 Fr. versichern. Nun erschien vor einiger Zeit der Advokat im Bureau der Gesellschaft und verlangte die Bezahlung der 3000 Franks, da die Zigarren verbrannt seien. Da der Direktor erklärte, von dem Brande keine Kenntnis zu haben, antwortete der Advokat: „Ganz gut! Ich selbst habe die Zigarren geraucht; hier ist das betreffende Zeugnis von drei ehrenhaften Zeugen unterschrieben.“ Die Gesellschaft verweigerte die Zahlung, worauf ihr der Advokat einen Prozeß anhängte. Das Gericht, von dem Grundsatz ausgehend, daß die Waare versichert war und durch Feuer zerstört wurde, verurteilte die Gesellschaft zur Bezahlung der Versicherungssumme. Letzter Tage aber lud die Gesellschaft den geriebenen Advokaten vor Gericht und klagte gegen denselben auf böswillige Brandstiftung an einer versicherten Waare. Der Advokat wurde zu allen Kosten, die sich auf 9000 Franks belaufen, verurteilt und darüber wird nun viel gelacht; jedoch sind die Lacher nicht mehr auf Seite des Advokaten.

England.

Die Wollfortirerkrankheit, ein durch Einatmung von Milzbrandsporen hervorgerufener Lungenmilzbrand, nimmt in der Regel einen tödlichen Ausgang. Daß dieser verberlichen Krankheit durch Vorsichtsmaßregeln begegnet werden kann, hat sich in Bradford (England), wo sie zuerst eingehend beobachtet worden ist, deutlich gezeigt. Seit dem Jahre 1884 sind dort vorbeugende Maßregeln getroffen worden. Die Arbeitsräume werden von Zeit zu Zeit desinfiziert und sind gut ventilirt, der von den Ventilatoren aufgewirbelte Staub wird sofort verbrannt, die Arbeiter dürfen in den Sortirfälen nicht essen, müssen ihre besonderen Arbeitsröcke tragen u. s. w. Dadurch geschah es, daß die Zahl der Fälle, die vorher 20 bis 30 jährlich betrug, auf 4 bis 5 zurückgegangen ist. Aber mit Recht macht die „Hygienische Rundschau“ darauf aufmerksam, daß diese Maßregeln nur halbe sind und daß die obligatorische Desinfektion der Wollfäcke durch Wasserdampf eingeführt werden müsse, damit die Art an die Wurzel des Übels gelegt werde.

Rußland.

Ein entsetzliches Verbrechen ist nach der „Röln. Ztg.“ im Gouvernement Wilna an einem Israeliten,

Du wirst sie später wiederfinden, und komm' hervor, um Dich mit dem Sohn des Propheten zu messen.“ Ich schrie ihm das immer wieder zu, bis er sich entschloß, hervorzukommen. Ich warf mich in die Grube — wie ich es Ihnen erzählt habe — und tötete meinen Löwen sofort durch eine Kugel zwischen die beiden Augen.“

„Aber die alte Rablenfrau?“ fragte die Fürstin. „Was war aus der Rablengroßmutter geworden?“

„Ah, beim Propheten!“ erwiderte Sidi, „ich war etwas zu spät gekommen; der Löwe hatte sie soeben zum Frühstück verzehrt.“

Kaum hatte die Fürstin diese Worte vernommen, als ihr Gesicht von einer bläulichen Blässe überzogen wurde; ihre Miene drückte den tiefsten Ekel aus.

„Ja dann,“ stammelte sie, „... ja dann ... habe auch ich ... heut' Abend ... zum Diner ... die Rablengroßmutter gegessen ... Puahh!“

Und noch am selben Abend verließ die Fürstin Bathna — stumm vor Entsetzen — ohne mir auch nur ein Abschiedswort zu bewilligen.

„Also,“ schloß der Kapitän Sorelli, indem er seinen Abhath schlürfte, „da hast Du den Grund, weshalb ich meinerseits nicht zur Befestigung der Allianz mit Rußland beitragen konnte. Ich bin Junggeselle geblieben. Und ich ertrage dieses schwere Loos mit so viel Fassung als möglich.“

dessen Frau und vier Kindern begangen worden. Drei russische Bauern drangen Nachts in das Haus des Israeliten, der als Schankwirt in guten Verhältnissen lebte, ein, erschlugen den Sohn und Vater mit einem Beile und stürzten sich sodann auf die Frau und die drei Töchter. Zwei der letzteren wurden niedergestreckt, die Mutter brach unter den Weibhieben bewußtlos zusammen; der jüngsten Tochter, welche sich gegen die Mörder wehrte, wurden Nase, Ohren und Lippen abgeschnitten, darauf stach man sie nieder. Bei dem Suchen nach Geld bemerkten die Mörder, daß die Frau noch lebte. Man versprach ihr Schonung, wenn sie den Aufbewahrungsort der Kasse verrate. Kaum hatte sie das getan, als ihr der Schädel gespalten wurde. Die Mörder sind verhaftet.

Amerika.

Die Kellame blüht bekanntlich am höchsten in Amerika. Ein Proßchen hiervon liefert ein Schweinehändler mit folgender Annonce: „The Ram's Horn“, das ist ein spaßiger Name für ein religiöses Blatt, aber es ist das einzige humoristisch religiöse Wochenblatt der Welt. In der letzten Nummer steht zu lesen: „Jedermann ist, aber nur hier und da findet man einen Mann, der denkt.“ Andere Autoritäten, bedeutend älter wie „Ram's Horn“, haben während vieler Generationen proklamirt: „Gutes Essen bringt gute Gedanken!“ Und die große Masse des Volkes stimmt darin überein, daß Ringan's Schweinefleisch am besten geeignet ist zum Denken anzuregen; auch giebt es Kraft und Stärke für die Muskeln, wodurch man befähigt wird, ehrliche Dollars zu verdienen. Ringan's Schinken, Ringan's knochenloser Schinken, (sehr angenehm für die jetzige Saison), Ringan's Frühstück-Speck (delikat mit frischen Eiern.) Zu haben bei allen Grocers und Metzgern. Fragt nach Ringan's.“

Breslauer Nachrichten.

Breslau, den 19. Juni 1891.

— Am Mittwoch, den 17. d. Mts., hielt im Konzerthause Herr Hofprediger a. D. Stöcker seinen angekündigten Vortrag über: Deutschtum, Christentum und Judentum. Diese seine Rede liegt heute als Beilage gedruckt der „Schles. Morgenzeitung“ bei; sie ermöglichte also auch eine eingehendere Besprechung. Wenn wir nun gestehen müssen, daß es den hochtönenden, im inneren Kerne halt- und bodenlosen Phrasen zu viel Ehre erwiesen sein würde, unsere Leser davon in Kenntnis zu setzen — so fühlen wir andererseits uns doch gedrungen, auf einzelne Ausführungen des Herrn Hofpredigers a. D. einzugehen.

— Nun ist es, man darf es wirklich annehmen, da wir es so oft und nachdrücklich betont haben, nun ist von unserer Partei so oft und eindringlich wiederholt worden, daß wir die Juden nicht aus dem Grunde bekämpfen, weil diese zufällig als Mitbürger unseres teuren Vaterlandes anderen Ursprunges und anderen Glaubens sind; sondern unser Kampf, der sich gegen die bestehende Wirtschaftsordnung richtet, wird gegen alle Vertreter derselben geführt, mag er ein Protestant, ein Katholik oder auch ein Jude sein. — Also uns wird in keinem Falle eine besondere Liebhaberei in der Unterstützung der jüdischen Elemente vorgeworfen werden können. — Herr Hofprediger a. D. beliebt es aber mit vollständiger Verdrehung der Tatsache uns derartige Motive unterzuschleichen. — Leute von dessen Kaliber wollen nicht überzeugt werden. — Gehen wir auf die einzelnen Punkte in den Auslassungen des Herrn Stöcker ein, die sich mittel- oder unmittelbar mit uns beschäftigen. Er verstieg sich zu folgenden Worten: Wir werden den Juden zu Gemüte führen, daß sie als eine halbe Million Fremder (!) im deutschen Reich nicht das Recht haben — — — die Sozialdemokraten zu unterstützen.

Seit wann hat denn unsere Partei Unterstützung aus einer Religionsklasse empfangen? Sind die betreffenden Männer, welche, aus jüdischem Geschlechte stammend, unsere Fahne hochgehalten haben, noch Juden zu nennen? Kam sich überhaupt ein überzeugungstreuer Sozialist darauf viel einbilden, daß er zufällig als Deutscher, als Franzose zc. geboren ist, oder soll auf einen Anhänger unserer Partei, der als Jude geboren, deswegen der Stein geworfen werden, weil er in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig genug war? — — — Doch noch in größerem Maße tritt die kaum verständliche Abneigung des Herrn Hofpredigers a. D. gegen die Juden auf, welche Sozialdemokraten sind, wenn er sagt, sehr schlaue und verschmitzte: Warum sollen wir bescheidene und rechtschaffene Juden bei uns in Acht und Bann tun; aber von sozialdemokratischen Juden, welche gegen das Christentum losgehen, von Zeitungen, welche das Christentum und das Deutschtum unter-

graben, vor solchen muß man sich zurückziehen. — Wirklich sehr fein gesprochen! Bescheidene, rechtschaffene Juden, d. h. doch wol zu Christen getaufte Juden, sollen gebuldet werden; sozialdemokratische Juden, welche gegen das Christentum losgehen, Zeitungen, welche das Christentum und Deutschtum untergraben, einer Gemeinschaft nicht gewürdigt werden! Was die Deutschen nach dem Schlage des Herrn Hofprediger a. D. doch auf ihr Christentum, ihr Deutschtum stolz sind; mit welcher Betonung sie ihre Angehörigkeit zu diesem Glauben und zu dieser Idee hervorheben!? Wenn sie uns doch davon überzeugen könnten, daß man berechtigt ist, Christentum, Deutschtum und andere — tums den Menschen als leuchtende, alles überstrahlende und durchglühende Kulturercheinungen zu bezeichnen! Es ist wirklich Selbsttäuschung, mit der Zugehörigkeit zum christlichen Glauben, zum Deutschtum zu prahlen, sich in die Brust zu werfen und zu posaunen: seht hier einen Christen, einen Deutschen! — Dahinter steckt gar nichts als Unverstand, Blindheit und Berechnung! — Und wenn nun gar Herr Hofprediger a. D. also wimmert: daß die internationale Demokratie so mächtig geworden ist, das ist eine Strafe dafür, daß wir unseren deutschen Geist nicht recht bewahrt und behütet haben, — so scheint eben an diesem deutschen Geiste, wie ihn Herr Hofprediger a. D. will, nicht viel dran zu sein. — Höchste Zeit ist es allerdings, daß unser deutsches Volk aufwache und aus dem deutschen Michel ein deutscher Ritter werde; aber nicht zu dem Zwecke, um als tapferer Kämpfer den Geisteskampf gegen alles zu führen, was nicht deutsch und nicht christlich ist, — sondern um als Vertreter der allumfassenden Menschenliebe und Brüderlichkeit den Namen der Deutschen in alle Länder zu tragen, zu zeigen, daß wir Deutschen uns rühmen dürfen, an der Spitze der Kultur und Menschenbeglückung zu marschieren! Doch wie steht es damit? Hierin läge wol Grund genug, derartige Tiraden, wie sie Herr Stöcker auf Lager hat, zu ziehen; hier könnte er mitwirken nach Maßgabe seiner Kräfte und ohne Rücksicht auf Stand, Abstammung und Glauben! Und wenn sich die Vertreter der bestehenden Ordnung nicht zu dem hohen Gedanken aufschwingen können, so überlasse man es ruhig dem verachteten vierten Stande; er wird die Sache der Menschheit schon weiter führen; er allein ist dazu berufen und ausersehen, das wieder gut zu machen, was Jahrhunderte in frevelndem Uebermut gesündigt haben!

Breslauer Stadtverordneten-Versammlung. (Sitzung vom 18. Juni.) Die Vorlage des Magistrats, betreffend die Verpachtung des Stadttheaters wurde heute nach einer allgemeinen Besprechung an einen Sonderauschuß verwiesen, dem von fast allen Rednern gleichzeitig der dringende Wunsch ans Herz gelegt wurde, er möge die Vorberatung so beschleunigen, daß der endgiltige Beschluß in dieser Angelegenheit noch vor dem Beginne der Ferien der Versammlung gefaßt werden könne. Der vom Magistrat in dringlicher Weise beantragte alsbaldige Ankauf der Grundstücke Karlsplatz Nr. 1 und Karlsstraße Nr. 24, deren Gebäude später, wesentlich auch im Interesse der elektrischen Straßenbahn, niedergelegt werden sollen, wurde genehmigt. Stadtrat Martius ist so erheblich erkrankt, daß der Magistrat glaubt, auf eine Vertretung Bedacht nehmen zu wollen. Die betreffende, gleichfalls dringliche Magistratsvorlage, wurde ebenfalls ohne Weiteres angenommen. Bezüglich des Elektrizitätswerkes gab Stadtrat Mühl die Erklärung ab, daß dessen Betriebsöffnung, wenn nicht völlig unvorhergesehene Zwischenfälle eintreten, bestimmt Dienstag, den 30. d. M., zu erwarten sei. Auch beantwortete Stadtrat Mühl die an den Magistrat gerichtete Anfrage nach den Gründen, welche die Inbetriebnahme des Werkes so lange hinausgezögert haben. Die für das in Breslau zu errichtende schlesische Kaiser Wilhelm-Denkmal vom Magistrat beantragte Nachbewilligung eines Betrages von 22 000 Mar. wurde ohne Besprechung genehmigt. Schluß der öffentlichen Sitzung 6¼ Uhr.

Botanischer Garten. Das Palmenhaus und die größeren Gewächshäuser des Botanischen Gartens sind außer Sonnabend und Sonntag täglich von 1/25 — 1/6 Uhr Nachmittags für das Publikum geöffnet, die kleineren dürfen ohne besondere Genehmigung des Direktors nicht betreten werden. Die im ersten Stock des Institutsgebäudes aufgestellten systematischen Sammlungen des Botanischen Museums sind einmal in der Woche, und zwar am Mittwoch, Nachmittags von 3 — 4 Uhr geöffnet. In der landwirtschaftlichen Abteilung des Gartens blüht jetzt der Roggen und Frühjahrsweizen.

Vom Neubau neben der Dorogentirche. Nunmehr ist auch der Abbruch des hinteren Gebäudes fast beendet. Die Fundamentierungsarbeiten für den vorderen Teil des Neubaus schreiten so rüstig vorwärts, daß man bereits begonnen hat, das Baugerüst aufzustellen.

4. Klasse 184. Königl. Preuss. Lotterie.

ziehung vom 18. Juni 1891. - 3. Tag Nachmittags. Nur die Gewinne über 270 Mark sind den betreffenden Nummern in Klammern beigefügt. (Ohne Gewähr.)

66 210 63 334 67 400 11 774 954 58 95011 122 333 87 410 621 70 654
98 775 801 4 964 06021 26 45 57 86 152 (300) 374 430 600 814 20 36 (500)

Einladung zum 1. Stiftungsfeste des Vereins deutscher Schuhmacher (lokalische Verein) auf Sonntag, den 28. Juni 1891 im Saale zur Deutschen Kaiserhalle.

Paul Scholtz? Etablissement, Sonntagabend, den 20. Juni 1891. Seltene Kränzechen. Wander-Unterstützungskasse der Wäpfer und Bergengenossen zu Breslau.

Bekanntmachung!

Das 1. Stiftungsfest des Fachvereins der Schlosser, Maschinenbauer und verm. Berufsgenossen, (verbunden mit Gartenkonzert) findet Sonnabend, den 20. Juni im Café-restaurant, Karlsstr. 37, bestimmt statt.

Anfang des Konzertes 7 1/2 Uhr. NB. Der Kassenabend fällt nächsten Sonnabend aus und werden die Beiträge Sonntag, den 20. d. M., Mittags von 12 bis 2 Uhr entgegengenommen.

Ratibor. Sonntag, den 28. Juni 1891 werden die Genossen ersucht, sich zu dem projektirten Spaziergange nach Domshöhe recht zahlreich einzufinden.

Herzlichen Glückwunsch! Dem Schneidermeister Oswald Täuber bei seinem Uebertritt aus dem Junggesellen- in den Ehestand von seinen Freunden und Genossen.

Die dem H. Scholz angeordnete Bekleidung nehme ich hiermit zur Kenntnis. Hochfeine Cigarren, 3 St. 10 Pf., 100 St. 3 Mk. empfiehlt Louis Schröter, Friedrich-Str. 64 vis-à-vis der Zimmerstr.

Ein tausendfaches Lebehoch unserem Genossen und Sangesbruder Theodor Entke zu seinem am 20. d. M. stattfindenden Wiegenfeste. Seine Sangesbrüder.

Allen Freunden und Genossen zur Nachricht, dass ich das Geschäft meines verstorbenen Mannes unverändert weiterführe, ich werde bemüht sein, durch Föhren nur guter und reeller Waare mir dasselbe Vertrauen meiner verehrlichen Abnehmer zu sichern, wie dies mein verstorbener Mann gethan.

Arbeiter! Kaufen am billigsten in nur reeller Waare bei P. Knopf Gräbischenerstr. 25, Ecke Holsteistr. Arbeitssachen, wie Hamburger Federst. Eskimo-Handen, blaue Handsen, in nur dauerhafter Arbeit.

Der wahre Jakob. Preis 10 Pfennig. No. 128 ist erschienen. Zu beziehen durch die Expedition sowie durch die Kolporteurs d. Bl.